

Über die Autorin:

Ursula Niehaus wurde 1965 geboren. Ihre Leidenschaft für Stoffe führte dazu, dass sie sich nach dem Studium mit einem Stoffgeschäft selbstständig machte. Heute lebt sie mit ihrem Mann in einem kleinen historischen Winzerstädtchen am Rhein, doch im Herzen ist die gebürtige Kölnerin ihrer Heimatstadt treu geblieben. Mit ihrem ersten Roman hat sie sich einen seit Jugendzeiten gehegten Traum erfüllt.

Ursula Niehaus

Die
Seidenweberin

Roman



KNAUR 

Bitte besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2008
Knaur Taschenbuch.

© 2007 für die deutschsprachige Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Corbis

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-63616-9

7 9 10 8 6

*Meiner Mutter
und meinem Vater
in Liebe und Dankbarkeit*

Prolog 1458

*T*rübe starrte der beliebte Kaufmann in seinen Bierkrug. Heute konnte ihn selbst das süßliche, blassgoldene Gebräu nicht aufmuntern. Dieses liederliche Weibsbild, seine Schwester! Er hatte kein moralisches Problem damit, dass sie herumhurte und sich dem ersten Besten, der ein seidenes Wams trug, an den Hals warf. Aber dass sie nun ein Balg zur Welt brachte, das keinen Vater hatte, nahm er ihr übel. Als seriöser Kaufmann hatte er schließlich einen Ruf zu verlieren. Noch dazu in dieser kleinen Stadt, wo jeder ihn kannte. Weniger mit Fleiß und Arbeit, dafür aber mit viel Geiz und Verhandlungsgeschick hatte er in den vergangenen Jahren aus dem Geschäft seines Vaters ein richtiggehendes Handelsunternehmen gemacht, das größte der Stadt. Er war jetzt in den Dreißigern und hatte wenig Lust, sich alles, was er aufgebaut hatte, durch die Liederlichkeiten seiner Schwester zunichtemachen zu lassen.

Die Luft im Alten Eber, dem Bierzapf am Markt, wurde immer dicker, und der Lärm der Zechenden schwoll weiter an. Unaufgefordert stellte die Wirtin einen vollen Krug vor Mathys hin und wischte mit einem Zipfel ihrer schmierigen Schürze über das abgeschabte Holz des Schanktisches. Wortlos wies sie mit dem Kinn in Richtung eines Tisches in der Ecke, an dem es besonders hoch herging. »Der ist nicht ganz bei Trost«, sagte sie.

Mathys' feiste Finger griffen nach dem Krug. Er nahm einen kräftigen Schluck und leckte sich den Schaum von den feuchten, für einen Mann ein wenig zu roten Lippen.

»Wer?«, fragte er mehr höflich als wirklich interessiert.

»Na, der Dünne da mit der hellblauen Juppe.«

Mathys' Blick folgte dem ihren und machte durch den Dunst einen jungen Mann aus, auf den ihre Beschreibung passte. »Wieso? Was ist mit dem?«, wollte er wissen.

»Der verliert jetzt schon seit Stunden beim Würfeln. Entweder ist er dumm, oder er hat Geld an den Füßen.«

»Na, nach Geld sieht der mir nicht aus. Kennst du ihn?«

Die Wirtin schüttelte nachdrücklich den Kopf, und ihr ausladender Busen wogte energisch auf und ab. »Nee, hab ich noch nie hier gesehen. Muss ein Fremder sein.«

Dumm und fremd, ging es Mathys durch den Kopf, eine ideale Kombination. Und am trüben Horizont seiner düsteren Gedanken erschien ein kleiner Lichtstreif. Geduldig beobachtete er von Ferne, wie der Fremde sein Glück herausforderte, Stunde für Stunde. Der junge Mann war groß gewachsen, mit kräftigen Gliedmaßen, doch sah er nicht aus wie einer, der sein Geld mit Arbeit verdiente. Seine Hände waren gepflegt, das Gesicht fein geschnitten, mit hübsch geschwungenen Lippen und blauen Augen. Sein Kinn war vielleicht eine Spur zu weich, doch alles in allem war er ein ansehnlicher Bursche. Seine Schwester würde ihm noch dankbar sein, dachte Mathys.

Der Fremde schien auch kein Händler zu sein, eher ein nichtsnutziger Spross aus adligem Hause. Einer jener Habenichtse, die mit Geschick und Findigkeit anderen auf der Tasche lagen.

Mathys' Ausdauer wurde belohnt. In den frühen Morgen-

stunden saß der junge Mann endlich, abgebrannt und des Inhaltes seiner Taschen beraubt, allein an seinem Tisch. Seine Zechkumpanen hatten sich zerstreut. Mathys gab der Wirtin einen Wink, und mit mitleidigem Lächeln stellte sie einen gut gefüllten Krug vor den Fremden hin. Auf seine Frage hin deutete sie auf Mathys, der seinen Krug zum Gruße hob.

Kurz kamen Mathys Bedenken. Nicht über die Rechtchaffenheit seines Planes, sondern weil der Mann ein Spieler war. Doch freilich, einen Ehrenmann brauchte er unter diesen Umständen nicht zu suchen. Also stand er auf, setzte sich ungebeten zu dem Fremden an den Tisch und sprach ihn an: »Nicht gut gelaufen, was?«

»Kann man so sagen.« Der Fremde starrte in seinen Krug. »Und was habt Ihr jetzt vor?«, erkundigte Mathys sich höflich.

»Mal sehen, was sich so anbietet.«

Mathys hatte sich nicht verschätzt. Der Fremde war völlig mittellos und wusste nicht, wo er die Nacht verbringen sollte.

»Ein Mann wie Ihr sollte nicht arbeiten müssen.« Mathys zielte ins Blaue.

Der Fremde nickte zustimmend.

»Ich hätte Euch ein Geschäft vorzuschlagen«, sagte Mathys und wagte einen Vorstoß.

Erstaunt zog der Fremde die fein geschwungenen Augenbrauen hoch und blickte Mathys zum ersten Mal aufmerksam an.

Dieser, sich nun der vollen Aufmerksamkeit des Fremden sicher, sagte: »Ich bin Kaufmann wie mein Vater vor mir. Nicht unvermögend, versteht sich. Und ich habe

eine Schwester. Dieser fällt, im Falle ihrer Verhehlung, die Hälfte des Handelskontors, das mein Vater hinterlassen hat, zu.« Mathys machte eine beredte Pause, um sicherzugehen, dass sein Gegenüber die Worte auch richtig erfasste.

»Und worin besteht das Geschäft?«, wollte der Fremde wissen und blickte Mathys verständnislos an.

»Nun, ich suche einen passenden Gatten für meine Schwester und frage mich, ob Ihr nicht interessiert wärt.«

Konrad, dem Fremden, blieb für einen Moment vor Überraschung der Mund offen stehen, dann verzog er sein Gesicht zu einem spöttischen Grinsen. Er war keineswegs so dumm, wie Mathys vermutet hatte. »Was stimmt denn nicht mit Eurer Schwester?«, fragte er. »Ist sie alt, buckelig oder lahm, dass Ihr sie zu verschachern sucht wie einen krummen Gaul?«

»Ihr braucht sie nicht zu lieben, Ihr sollt sie nur ehelichen«, antwortete Mathys. »Seid Ihr nicht ein Spieler? So seht es doch als Spiel an. Eines, bei dem Ihr nur gewinnen könnt.«

»Wo liegt nun der Haken?«, bohrte Konrad nach.

Die Schwangerschaft war bereits zu weit fortgeschritten, als dass dieser Tatbestand zu verbergen wäre. Es war höchste Zeit zu handeln. »Sie trägt das Kind eines anderen«, gestand Mathys widerwillig.

Konrad ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen.

»Und wie groß ist das Vermögen der Dame?«, brachte er die Verhandlungen auf den Punkt.

Ausführlich schilderte Mathys ihm den Umfang seiner Handelsaktivitäten, nannte ihm den momentanen Bestand an Lagerware, die offenen Forderungen und zählte stolz

seine guten Handelskontakte auf, die nach Köln, Mainz und Lübeck reichten. »Die Hälfte des Handelskontors also«, schloss er. Es lag nicht in seiner Natur, das schwer verdiente Geld zu verschleudern. Doch diesem Mann hier brauchte er nicht mit einem geringeren Angebot zu kommen, das wusste er.

Konrad nickte bedächtig. Vom Grunde einiger Bierkrüge aus betrachtet, klang der Handel ganz verlockend. Doch er war nicht zu trunken, um Für und Wider dieses Vorschlages abzuwägen. Die Vorteile schienen bei weitem zu überwiegen. Und sollte sich die Situation als absolut unerträglich herausstellen, nun, dann würde er einfach wieder sein Bündel packen und weiterziehen. Das Risiko war gering.

Ein letztes Bier genehmigten sich die künftigen Schwäger auf ihren Handel, dann machten sie sich auf den kurzen Weg zu Mathys' Haus.

Die mollige Haushälterin war noch auf den Beinen. Voller Freude funkelten ihre braunen Augen, als sie Mathys berichtete, Irma, seine Schwester, wäre niedergekommen, just vor wenigen Stunden, während er im Bierzapf weilte. Die Hebamme hätte sie von einem niedlichen, kleinen Mädchen entbunden, ein allerliebstes Kind sei es, und Irma ginge es den Umständen entsprechend gut.

Früh in den Morgenstunden des folgenden Tages kam der Pfarrer ins Haus. Er war ein altgedienter Mann des Glaubens, der schon allerhand erlebt hatte. Und wenn es ihn wunderte, dass er den Bräutigam nie zuvor in der Stadt gesehen hatte, so ließ er es sich nicht anmerken.

Die Braut war recht schwach. Es fiel ihr sichtlich schwer, sich für die Eheschließung von ihrem Kindbett zu erhe-

ben, doch hatte sie der Haushälterin gestattet, sie anzukleiden und ihre langen dunklen Locken zu bürsten, bis sie glänzten. Ihre kohlefarbenen Augen lagen tief und ein wenig fiebrig in dem zarten Gesicht, und ihr sonst so frischer Teint war einer kalten Blässe gewichen.

Konrad sog überrascht die Luft ein, als er seine Gemahlin erblickte. Wenn diese Frau sich von den Strapazen des Kindbettes erholt hätte, dessen war er sicher, würde sie wieder zu einer außergewöhnlichen Schönheit erblühen.

Diskret beschränkte der Pfarrer die Trauungszeremonie auf das absolut Notwendige, und angesichts der Umstände verzichtete man auch auf die üblichen Feierlichkeiten.

Konrad war entzückt von seiner jungen Gattin. Welchem Heiligen hatte er nur dieses Glück zu verdanken?

Doch in der Nacht darauf setzte das Bluten ein. Stärker und immer stärker sog es alle Lebenskraft aus Irmas Körper mit sich hinaus, und die ersten Sonnenstrahlen des folgenden Tages machten Konrad zum Witwer.

Er verspürte ein vages Bedauern um den Tod seiner Gattin. Sie war zu jung und zu hübsch, um schon vom Herrgott heimgeholt zu werden, doch es wäre müßig, mit dem Schicksal zu hadern. Konrad beschloss stattdessen, sich das kleine Wesen genauer anzuschauen, dessen Ankunft auf Erden ihm so unvermittelt zu neuem Wohlstand verholfen hatte.

Erfreut über sein Interesse, brachte Mathys' Haushälterin das winzige Bündel eilig herbei und schlug stolz, als sei es ihre eigene Tochter, die Tücher zurück, die das Gesichtchen umhüllten. Vorsichtig streckte Konrad den Zeigefinger aus und strich sanft über den zarten dunklen Flaum, der das winzige Köpfchen bedeckte.

Überraschend öffnete das Kind zwei große, bernsteinfarbene Augen und schenkte Konrad ein blubberndes, zahnloses Lächeln, das wie ein Dolch direkt in sein Herz fuhr. Zum ersten und letzten Mal in seinem Leben verliebte sich Konrad van Bellinghoven wahrhaftig.

Teil I

1470 – 1471



1. Kapitel

Mit dem Ellenbogen drückte Fygen die eiserne Türklinke herab und schob die schwere Tür zum Kontor auf, vorsichtig darauf bedacht, weder den sauren Wein zu verschütten, der gefährlich hoch den Krug füllte, noch den Teller mit Kraut und Speck fallen zu lassen.

»Hinaus!«, donnerte es ihr vom anderen Ende des Raumes entgegen.

Vor Schreck machte Fygen einen Satz zurück. Ein Speckstreifen rutschte über den Tellerrand, und das Mädchen konnte ihn gerade noch mit dem Daumen auf dem Teller festhalten. Langsam schob sie sich in den spärlich möblierten Raum hinein. In einem Regal an der Wand waren sorgfältig Geschäftsbücher aufgereiht, alle in speckiges Leder gebunden. An der gegenüberliegenden Wand stand eine geschnitzte, mit schweren Schlössern gesicherte Holztruhe. Staubkörnchen tanzten im Licht, das durch die beiden spitzen Buntglasfenster hereinfiel. In der hinteren Zimmerecke quoll die feiste Gestalt ihres Oheims hinter einem Schreibpult hervor, den runden Kopf tief über das aufgeschlagene Journal gebeugt. Der ganze Raum wirkte verstaubt, und Fygen erinnerte sich, dass Lijse gesagt hatte, hier dürfe sie nie zum Fegen hinein, der Alte hätte wohl Angst, jemand würde seine Juwelen mausen.

Fygen räusperte sich.

»Ich sagte doch ...«

»Onkel Mathys, ich bringe dein Essen«, unterbrach Fygen

ihn rasch und versuchte, ihrer Stimme mehr Selbstsicherheit zu geben, als sie wirklich verspürte.

»Hm«, brummte der Kaufmann, hob den Kopf und nickte mit waberndem Kinn in Richtung der Truhe. »Stell es dahin. Und dann verschwinde. Und nimm die Finger von meinem Speck.«

Fygen tat wie ihr geheißsen, wandte dem Onkel den Rücken zu, beugte sich über das niedrige Möbel und stellte das Essen ab. Erleichtert, ihre Last loszuwerden, war sie schon fast wieder zur Tür hinaus, als Mathys sie noch einmal zurückrief.

»Komm mal her.« Mit einer herrischen Geste seiner fleischigen Linken winkte er das Mädchen zu sich heran.

Misstrauisch trat Fygen näher an das hölzerne Schreibpult. Es reichte fast bis zum Scheitel ihrer langen geflochtenen Zöpfe. Seit sie nach Vaters Tod in den Haushalt des Onkels gekommen war, und das lag schon ein paar Jahre zurück, hatte dieser vielleicht zweimal das Wort an sie gerichtet. Und das sicher nicht auf freundliche Weise, erinnerte Fygen sich. Damals hatte er sie oberflächlich gemustert und befunden: »Knochig, mager, unansehnlich wie ein nasser Spatz. Sie schlägt ihrer Mutter so gar nicht nach.« Und brummend hatte er hinzugefügt: »Nun, das ist vielleicht kein Schaden.« Im Übrigen hatte er das Mädchen ignoriert, was Fygen nur recht sein konnte.

Was konnte er jetzt von ihr wollen? Hatte er vielleicht eines ihrer langen dunklen Haare im Kraut entdeckt? O weh, dann konnte sie sich auf etwas gefasst machen. Zu dumm aber auch, dass ihre widerspenstigen Locken sich immer wieder aus den Bändern mogelten, mit denen Lijse sie morgens zu bändigen suchte.

Auf das Schlimmste gefasst, trat Fygen vor das Pult, die Augen starr auf die Holzplanken gesenkt, um den Oheim nicht noch zusätzlich zu reizen.

»Wie alt bist du jetzt, meine Kleine?«, fragte Mathys freundlich.

Fygen hatte vor Spannung die Luft angehalten, nun entwich diese mit einem Zischen, so dass ihre Antwort mehr wie »pfffl« als zwölf klang. Hatte sie sich verhört?

»Du hast dich ja richtig herausgemacht.« Mathys nickte und ließ wohlwollend seinen Blick über Fygens biegsame Gestalt wandern. Das Mädchen war recht schlank, nicht sehr groß gewachsen, und seine Bewegungen hatten das Eckige der Kindheit noch nicht zur Gänze abgelegt. Von der Sonne gebräunte, olivfarbene Haut spannte sich über zarte Wangenknochen, und bis auf das fast zu vorwitzige Kinn prägten ebenmäßige Züge das ovale Gesicht. Einzig der Mund mit den vollen Lippen war eine Spur zu breit geraten, um als schön zu gelten. Das Auffallendste an Fygens Erscheinung jedoch waren ihre ein wenig schräg stehenden, funkelnden, bernsteinfarbenen Augen, die jede Minute ihre Farbe zu ändern schienen, von warmem Honig bis zu funkensprühendem Phosphor.

Endlich traute Fygen sich, den Kopf zu heben, und sah direkt in die schmalen, wässrigen Augen ihres Oheims, die zwischen den wulstigen Wangen zu versinken drohten. Unsicher sah sie zu, wie er seine massige Gestalt um das Pult herum auf sie zu bewegte. Auf seinen feucht glänzenden roten Lippen lag ein freundliches Lächeln.

»Immer noch ein wenig knochig, aber doch schon die Rundungen an den rechten Stellen«, sagte er gedehnt. Sein Blick saugte sich an dem rechteckigen, mit schmaler Litze

besetzten Ausschnitt ihres Mieders fest, das gerade die Ansätze einer jugendlichen Brust erahnen ließ. Fygen spürte seine klebrigen Blicke wie Egel auf der Haut.

Mathys streckte seinen kurzen Arm aus und pflückte ihr eine Schleife aus dem Haar. Als sich die Locken befreit um ihr Kinn ringelten, trat ein Glitzern in seine blassen Augen, und seine Stimme war ein wenig atemlos, als er sagte: »Du ähnelst deiner Mutter, weißt du das?« Er legte einen dicken Finger unter ihr Kinn und schob sein Gesicht direkt vor ihres. Fygen konnte seinen unangenehm fauligen Atem riechen und versuchte, den Kopf abzuwenden.

»Sie war eine richtige Schönheit«, fuhr ihr Onkel fort und ließ seinen Finger langsam von ihrem Kinn den schlanken Hals hinabwandern.

Fygen versuchte, einen Schritt zurückzuweichen, doch das Schreibpult in ihrem Rücken hinderte sie daran. Mathys legte seinen freien Arm um ihre mageren Schultern und murmelte dicht an ihrem Ohr: »So wie du einmal eine Schönheit sein wirst.« Sein Finger hatte den Ansatz ihrer Brust erreicht, und Fygen spürte ein flaes Gefühl im Magen. Starr sah sie zu, wie sich seine Hand mit den tiefen Grübchen im Fett unangenehm fest um ihre Brust schloss, und stöhnte mehr vor Überraschung denn vor Schmerz auf. Mathys schoss das Blut ins Gesicht. Grob presste er Fygens schmalen Körper mit seinem Leib gegen das Pult und vergrub seinen Mund in ihren Haaren. Das üble Gefühl in Fygens Magen verdichtete sich zu einem festen, kleinen Knoten, als er mit der Rechten ihre Gesäßbacken packte und erregt seinen Unterleib an ihr rieb.

Fygen versuchte sich loszumachen und stemmte beide Hände gegen seine Brust. »Lass mich los. Onkel, lass mich

los«, flüsterte sie, denn sein schwerer Körper hielt sie an das Pult gepresst und nahm ihr den Atem. Deutlich sah sie, wie kleine, feine Schweißperlchen auf seine Stirn traten, und hörte ihn mit rauher Stimme in ihren Haaren murmeln: »Du bist wie meine Schwester. Meine schöne, brünstige kleine Schwester.« Mit einem Ruck riss er die Schnürung an ihrem Mieder auf und beugte seinen Kopf über Fygens Brust. Bartstoppeln zerkratzten ihre Haut, der Knoten in ihrem Magen löste sich langsam zu Brei auf und stieg als Übelkeit in ihr hoch. Wieder versuchte Fygen, Mathys von sich zu schieben, doch seine Arme hielten sie fester, als es von einem so unförmigen Mann zu erwarten wäre. Behende schob er sie zu der schweren Truhe und fetzte achtlos mit einer Handbewegung Teller und Krug beiseite. Der Krug zerbarst mit unangenehmem Scheppern auf dem Boden, und als Mathys Fygens weiten Rock an hob, färbte sich das Kraut langsam rot.

Mathys hielt sie mit einer Hand gepackt, leckte sich atemlos die Lippen, während die andere Hand am Latz seiner Hose nestelte. Das schmale Beinkleid ließ seinen fetten Körper grotesk ausschauen, und die Übelkeit stieg weiter in Fygen auf, höher und höher stieg sie, und nur noch am Rande ihres Bewusstseins hörte sie sein Keuchen: »Komm, stell dich nicht so an, du kleines Luder. Deiner Mutter kam es doch auch nicht so genau drauf an. Du bist doch auch eine kleine Hure. Meine kleine Hure.«

Mit einem abscheulichen Würgen brach es aus ihr heraus. Der ganze Ekel, der in Fygen aufgestiegen war, erbrach sich übelriechend über Mathys' grünes, pelzverbrämtes Wams.

Angewidert stieß er sie von sich, holte aus und schlug ihr

mit aller Kraft ins Gesicht. »Du gottverdammte Hure!«, schrie er.

Der Schlag schleuderte Fygen durch den Raum, im gleichen Moment, als sich die Tür öffnete und Lijses dralle Figur im Türrahmen erschien. Der erfahrene Blick aus den runden braunen Augen der Wirtschafterin erfasste die Situation sofort. Er glitt über Fygens aufgelöstes Haar, ihr zerrissenes Mieder und die verdorbene Mahlzeit auf den Bodendielen. Dann nahm Lijse den säuerlichen Geruch nach Erbrochenem wahr, und als sie das beschmutzte Wams ihres Brotherrn sah, musste sie sich das Lachen verkneifen. Für heute war es noch einmal gut gegangen, dachte Lijse, doch wer weiß, wie es das nächste Mal ausgehen wird? Aber darum würde sie sich später kümmern.

Äußerlich ruhig, bückte Lijse sich und half dem Mädchen auf, das sich wie ein Bündel schmutzige Kleider zu ihren Füßen zusammengerollt hatte. Nur das Rot auf ihren runden Wangen war eine Spur dunkler als üblich, und wer sie kannte, wusste, das sie innerlich vor Zorn bebte. Lijse maß Mathys mit einem warnenden Blick. Mit sicherem Griff packte sie das Mädchen, das sich hilfeschend an sie drängte, und schob es ohne ein Wort aus dem Kontor.

Als sich die schwere Tür hinter ihnen geschlossen hatte, hielt Lijse inne und lauschte. Bis auf Fygens leises Wimmern war es ruhig im Haus. Nur durch die angelehnte Tür der hinteren Stube drang gedämpft das Geschwätz der beiden Mägde, die dort am Herd ihr Mittagessen verzehrten. Mit einer Geste bedeutete Lijse Fygen, ruhig zu sein, und führte sie den dunklen Flur entlang, an der Stube vorbei zum Stiegenhaus. Ihre hölzernen Trappen klapperten leise auf den Dielen, als sie die schmale Treppe ins Obergeschoss

hinaufgingen. Hier oben über dem Hinterhaus lag Fygens kleine, karg möblierte Kammer, die zwar eng war, die sie aber mit niemandem zu teilen brauchte.

Mit sanftem Druck hieß Lijse Fygen, sich auf das kurze Bett mit den dicken Rückenpolstern zu setzen, und verließ den Raum, um kurz darauf mit einer Waschschiüssel und sauberem Leinen zurückzukehren. Behutsam zog sie Fygen das zerrissene Mieder aus. Das Kleidungsstück war aus gebleichtem, aber sehr solidem Leinen gefertigt, und so war es nur in den Nähten gerissen, der Stoff aber hatte zum Glück gehalten. Es wäre ein Leichtes, das wieder zu flicken.

Lijse legte das Mieder beiseite, streifte Fygen den grau-blauen Rock über den Kopf und hängte ihn sorgfältig an einen der beiden Haken an der Wand. Der andere Haken war für das »gute« Kleid reserviert, das Fygen am Sonntag und an Feiertagen trug.

Dann tauchte Lijse das Tuch ins Wasser und tupfte vorsichtig Fygens Gesicht sauber. Wie zerbrechlich sie aussah. Ihre Haut war fahl, beinahe grünlich, und die sonst so unternehmungslustig funkelnden Augen, die so verblüffend ihre Gefühle widerspiegelten, waren zu einem müden Zimtgelb verblasst. Die Flut dunkelbrauner Locken hing ihr wirr um den Kopf, und ein paar feuchte Strähnen kringelten sich an ihrer Schläfe. Wie ein nasses Vögelchen, kam es Lijse in den Sinn.

Fygens Lippe war unter der Wucht des Schlages aufgesprungen, doch der Riss hatte bereits aufgehört zu bluten, und die Lippe begann kräftig anzuschwellen. Behutsam tupfte Lijse den Rest des getrockneten Blutes fort.

Fygen reagierte nicht. Obwohl Lijse sicher war, dass ihre

Bemühungen für das Kind schmerzhaft waren, zuckte Fygen nicht ein Mal zusammen. Ihre ganze Reaktion schien sich in einer Gänsehaut zu erschöpfen, die den schmalen Körper überzog. Und das, obwohl sich hier unter dem Dach die sommerliche Hitze staute.

Sanft drückte die Haushälterin Fygen in ihr Kissen zurück, hob ihre Beine auf das Bett und breitete die dicke, mit Gänsedaunen gefüllte Decke über sie.

Fygen schien das alles gar nicht wahrzunehmen, ganz so, als hätte sie sich in eine andere Welt zurückgezogen. Lijse war diese Reaktion unheimlich. Sie hätte erwartet, dass Fygen sich lautstark über ihren Onkel beschwert, ihn ein dreckiges Schwein oder Schlimmeres genannt hätte. Auch einer von Fygens Zornesausbrüchen, die so typisch für das kleine verwöhnte Balg gewesen waren, als es vor Jahren in Lijses Obhut kam, und die ihr früher den letzten Nerv geraubt hatten, hätte sie nicht überrascht. Aber diese abwesende Art gefiel Lijse ganz und gar nicht. Müde rieb sie sich über das mollige Gesicht und seufzte tief. Ein letztes Mal tauchte sie den Lappen in die Schüssel und legte ihn dem Mädchen mit einer zärtlichen Geste auf die Wange, die langsam anfing, sich von brennendem Rot in bläuliches Violett zu färben. Dann verließ sie leise die Kammer.